



⇒ **Andreas Exner**

Geschichte ohne Fortschritt: mit David Graeber und David Wengrow über Emanzipation neu nachdenken

›Eine neue Geschichte der Menschheit‹ – so verspricht der Untertitel – ist das Thema des 667 Seiten starken Werks, das vom ersten Kapitel weg in einen Bann schlägt, der den Umfang des Buches und die verschlungenen Pfade, in die man dabei eintritt, leicht vergessen macht. Kleinere Fehler der gut lesbaren Übersetzung sind zu verschmerzen.

Anfänge ist das gemeinsame Werk von David Graeber, des im Herbst 2020 verstorbenen Anthropologen, und von David Wengrow, seit 2011 Professor für Vergleichende Archäologie am University College London. Graeber war zuletzt Professor für Anthropologie an der London School of Economics und ist durch den 2011 erschienenen Bestseller *Schulden: Die ersten 5000 Jahre* (Graeber 2012) auch einem breiteren deutschsprachigen Publikum bekannt geworden.

Wer das Buch zur Hand nimmt, wird vielleicht eine weitere panoramische Darstellung der menschlichen oder mehr-als-menschlichen Geschichte erwarten, die in den letzten Jahren zu einem beliebten Genre für Autor:innen geworden ist, die ihre wissenschaftliche Arbeit damit zu popularisieren und zugleich neue ›Große Erzählungen‹ zu schaffen trachten. An diesen besteht offenbar erheblicher Bedarf, insbesondere unter den Prämissen des von der geologischen Fachwelt ausgerufenen Anthropozäns: Menschliche Aktivitäten haben sich demnach dauerhaft in den Erdsedimenten niedergeschlagen. Wann der historische Beginn des Anthropozäns genau anzusetzen sei, bleibt allerdings umstritten. Während die einen den industriellen Kapitalismus dafür verantwortlich machen, verlegen andere den Anfang jenes heute offenkundig unheilvollen Wirkens des ›Anthropos‹ ins Neolithikum.

Das wäre für die meisten nichts weiter als eine innerwissenschaftliche Kontroverse, würde mit Verweis aufs Anthropozän nicht auch die Beziehung zwischen Mensch und Natur sowie das Verhältnis des Menschen zur eigenen Geschichte neu verhandelt. Diese

David Graeber / David Wengrow (2022): Anfänge. Eine neue Geschichte der Menschheit, Stuttgart: Klett-Cotta. 667 S., ISBN 978-3-608-98508-5, EUR 28,00.

DOI: 10.18156/eug-2-2022-rez-6

Prozesse der Neuaushandlung von über lange Zeit kaum hinterfragten Annahmen sind selbst hochgradig politisch und haben zudem weitreichende politische Konsequenzen. Es geht dabei wesentlich um Ideen von Modernität und Fortschritt, Natur und Menschheit. Und es geht an zentraler Stelle, wenngleich oft nur implizit, um die Frage, wie angesichts zahlreicher katastrophischer Entwicklungen, die das moderne Leben bewirkt, dieses selbst ethisch zu beurteilen ist und welche politischen Schlüsse daraus zu ziehen sind.

Angesichts der unübersehbar katastrophischen Entwicklungen heutiger Gesellschaften, die eine regelrechte Zivilisationskritik aus sich hervorgerufen haben, ist verständlich, warum Intellektuelle und ihre Rezipient:innen nach Orientierung suchen. Diese erhoffen sich nicht wenige in weit zurückliegenden Perioden der Geschichte, als ob die Kenntnis, wer oder was für diese Entwicklungen ursprünglich verantwortlich zu machen ist, einen Hinweis darauf geben würde, wie wir uns heute dazu zu verhalten haben.

Die ›Großen Erzählungen‹, die nun nach deren angeblichem Ende wiederkehren, ähneln sich erstaunlich. Im Grunde gleichen sie der biblischen Erzählung vom Sündenfall, die in abgewandelter Form schon die Narrative der Aufklärung bestimmte, die auch den damit zusammenhängenden Marxismus beeinflussten: Nach einer anfänglichen Periode sozialer Gleichheit in einem Jäger- und Sammlerstadium habe die Erfindung der Landwirtschaft die Möglichkeit geschaffen, mittels Überschüssen eine Bürokratie zu unterhalten. Diese bildete die Grundlage einer entwickelten Arbeitsteilung, etablierte jedoch auch soziale Herrschaft. Dabei wird in aller Regel unterstellt, dass die Produktionsweise die soziale Organisation determiniert. In merkwürdiger Komplizenschaft mit dem längst bedeutungslosen traditionellen Marxismus perpetuiert diese Erzählung dessen vielleicht größten Fehler: einen historischen Determinismus. Doch führt dieser Determinismus die Menschen nicht mehr zur Erlösung, sondern verlängert ihr Verhängnis ins Unendliche.

Diese Erzählung legt die Schlussfolgerung nahe, dass ein Jäger- und Sammlerstadium zwar dem Leben heute unter gewissen Gesichtspunkten vorzuziehen wäre, die Menschen aber den Zwängen einer zuerst agrarisch dominierten, dann industriellen Produktionsweise nicht entkommen könnten; dies umso mehr, als eine komplexe Gesellschaft mit entwickelter Arbeitsteilung und urbanem Leben nur hierarchisch organisiert sein könne. Eine grundlegend andere soziale Ordnung und Lebensweise, so die Annahme, würde damit auch den Verlust mancher Vorteile gesellschaftlicher Komplexität implizieren. Der Sinn dieser

›Einen Großen Erzählung‹ also ist letztlich die Legitimation dessen, was ist. Wie schon im Fall des traditionellen Marxismus mündet Determinismus in Fatalismus.

Allerdings gibt es auch neue Elemente in der zeitgenössischen ›Einen Großen Erzählung‹. So fällt auf, dass im Unterschied zum traditionellen Marxismus und anderen ›Großen Erzählungen‹ mit Blick auf Verlauf und Zukunft menschlicher Geschichte auch die Rolle nicht-menschlicher Lebewesen und von Elementen der Natur beleuchtet wird. Dies findet seine akademische Entsprechung im *material turn*, den etwa der feministische Neue Materialismus im Sinne von beispielsweise Karen Barad vertritt, für den aber auch die Actor-Network-Theory von Bruno Latour und anderen steht. Anders als diese schreibt die ›Eine Große Erzählung‹ aber mehr-als-menschlichen Akteur:innen eine determinierende Funktion zu, als würde nun Natur an die Stelle der Technologie im traditionellen Marxismus treten. So versucht etwa Jared Diamond in *Arm und Reich. Die Schicksale menschlicher Gesellschaften* (Diamond 1997) die historische Ausbreitung ›des Westens‹ durch dessen Verbindung mit spezifischen Nutzpflanzen und -tieren, Krankheitserregern und Stahl zu erklären, die er naturräumlich begründet.

Graeber und Wengrow gehen einen vollkommen anderen Weg. Dafür untersuchen sie zunächst die Axiome, unter denen die Veränderungen menschlicher Gesellschaften heute zumeist diskutiert werden. Am Beginn von *Anfänge* stellen die Autoren deshalb mit Verweis auf Jean-Jacques Rousseau und Thomas Hobbes die Frage, ob die Suche nach den Ursprüngen sozialer Ungleichheit überhaupt sinnvoll ist. Diese Frage habe den Blick auf die eigentlich interessanten Phänomene menschlichen Lebens verstellt und gebe Antworten vor, die angesichts wissenschaftlicher Erkenntnisse nicht mehr haltbar seien.

Dabei wird die Entstehung dieser Frage als ein interkultureller Prozess analysiert, der auf die Begegnung französischer Siedler:innen mit Indigenen Nordamerikas zurückgehe. Tatsächlich sind die Parallelen zwischen der von Graeber und Wengrow so genannten indigenen Kritik an der europäischen Lebensweise, wie sie in historischen Quellen dokumentiert ist, und der zeitgleich entstehenden Aufklärung kaum zu übersehen. Vor allem die ältere diesbezügliche Forschung hat derartige Quellen in der Regel als Produkte europäischer Fantasie und Projektion abgetan. Mit detailliertem Bezug auf Quellenlage und Forschungsstand argumentieren die Autoren dagegen, dass die indigene Kritik nicht nur als historisches Faktum zu betrachten ist; sie zeichnen auch die Wege nach, auf denen diese bis in die französische Aufklärung hineingetragen worden ist.

Graeber und Wengrow gilt Jacques Turgot als eine Schlüsselfigur, um zu verstehen, wie sich aus der Konfrontation mit der indigenen Kritik eine Legitimation der europäischen Zivilisation mit ihren weit gespannten Hierarchien entwickelt habe, die soziale Gleichheit zwar im Prinzip als wünschenswert anerkenne, praktisch jedoch unter den Bedingungen entwickelter Technologie für unmöglich halte. Diese für die deterministische Teleologie des Fortschritts zentrale Annahme habe der mit Turgot befreundete Adam Smith aufgegriffen und popularisiert. Durchgehend entwickeln Graeber und Wengrow auch dieses Argument mit Bezug auf die Quellenlage und die konkrete Vermittlung von Ideen.

Die Autoren kritisieren den Fokus auf soziale Gleichheit in zweierlei Hinsicht: Einerseits sei das Konzept theoretisch problematisch, weil es kaum möglich sei, je von tatsächlicher sozialer Gleichheit zu sprechen; in allen bekannten Gesellschaften unterscheiden sich Menschen sozial in bestimmten Aspekten, sodass Gleichheit gewissermaßen ein Phantom darstelle; zudem sei das Konzept unterbestimmt: Es bezeichne Unterschiedslosigkeit ebenso wie maximale Differenz, die einen Vergleich von Individuen verunmögliche, und negiere die spezifischen Relevanzstrukturen von Gesellschaften, die einem objektiven Maß für Gleichheit entgegen stehen. Ferner können egalitäre und hierarchische Beziehungen auch zeitgleich nebeneinander existieren. Andererseits halten Graeber und Wengrow das Konzept für politisch fragwürdig. De facto, so die Autoren, bedeute Gleichheit (nicht nur) in modernen Gesellschaften die gemeinsame Unterordnung unter einen Souverän, sei es ein Gott, ein König, oder das bürgerlich-liberale Gesetz.

Stattdessen analysiert *Anfänge* die menschliche Frühgeschichte hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt der Freiheit. Dabei verstehen die Autoren Freiheit nicht abstrakt, sondern in der konkreten Form von »drei ursprünglichen Freiheiten«, »die für den größten Teil der Menschheitsgeschichte als selbstverständlich galten, nämlich die Freiheit, sich an einen anderen Ort zu begeben, die Freiheit, die Befehle anderer zu ignorieren und die Freiheit, soziale Realitäten zu verändern oder neu zu erschaffen« (456). Dieses analytische Modell erlaubt Graeber und Wengrow eine schlüssige Antwort auf die Frage nach den »Ursprüngen des Staates« (389). Dabei gehen sie über eine bloße Dekonstruktion des Staatsbegriffs hinaus, die der Poststrukturalismus geleistet hat. Ähnlich wie in Hinblick auf die Wurzeln sozialer Ungleichheit verwerfen sie schon die Frage selbst.

Staatlichkeit, so die Autoren, lasse sich nicht als Produkt einer langen Evolution mit einem identifizierbaren Ursprung verstehen, der in der Bronzezeit liegt. Sie sei vielmehr »aus dem Zusammenspiel von Sou-

veränität, Verwaltung und Wettbewerb entstanden, die jeweils unterschiedliche Ursprünge haben. Moderne Staaten sind nichts anderes als eine besondere Form des Zusammenspiels dieser drei Herrschaftsprinzipien, die sich mehr oder weniger zufällig herausgebildet haben« (461). Diese Prinzipien schränkten die drei ursprünglichen Freiheiten ein. Die Institutionen von Souveränität, Bürokratie und wettbewerbsbestimmter Politik drückten drei Grundformen von Herrschaft aus, die in Gewaltkontrolle, Wissenskontrolle und in charismatischer Macht bestehen. In dieser Perspektive begreifen die Autoren Souveränität, Bürokratie und wettbewerbsbestimmte Politik als »Vergrößerungen elementarer Typen von Herrschaft, die sich jeweils auf den Einsatz von Gewalt, Wissen oder Charisma gründen« (540). In Gesellschaften, in denen nur eine Grundform von Herrschaft existiert, sprechen Graeber und Wengrow von »Herrschaften erster Ordnung« (421) beziehungsweise von »Regimen erster Ordnung« (540). Diese limitierten die drei Grundfreiheiten nicht oder nur saisonal und selektiv. Wirken je zwei Formen von Herrschaft zusammen, sprechen Graeber und Wengrow von »Herrschaften« beziehungsweise »Regimen zweiter Ordnung« (443 u. 540). Diese zeigten eine große Vielfalt: »Denn Ägyptens frühe Herrscher kombinierten Souveränität mit Verwaltung, die mesopotamischen Könige Verwaltung mit heroischer Politik und die *Ajaw* der klassischen Maya heroische Politik mit Souveränität.« (443) In keinem Fall handele es sich bei den Regimen zweiter Ordnung um moderne Staaten, die durch die Verschränkung aller drei Herrschaftsprinzipien charakterisiert seien.

Auf ähnliche Weise betonen die Autoren durchgehend, wie heterogen auch jene Gesellschaften gewesen seien, in denen die Herrschaftsprinzipien sich nicht verfestigten. Rezente archäologische Ergebnisse belegen in der Tat, dass weder Landwirtschaft noch Städtebau oder eine komplexe Arbeitsteilung notwendig mit Herrschaft einhergingen. Zugleich widerlegen diese auch einen Rousseau'schen Romantizismus. Denn ebenso gibt es Beispiele für Gewalt und Herrschaft in frühen Perioden der menschlichen Geschichte.

Graeber und Wengrow geht es in dieser Hinsicht vor allem darum, ein teleologisches, deterministisches Verständnis von Geschichte auszuhebeln, das noch vermeintlich postmoderne Positionen neueren Datums reproduzieren. Die Autoren beharren darauf, dass menschliche Gesellschaften keiner linearen Entwicklungsrichtung folgen. So analysieren Graeber und Wengrow frühgeschichtliche und historische Beispiele der Abkehr von bestimmten Technologien wie der Landwirtschaft, der Aufgabe großer Städte und des Wechsels zwischen herr-

schaftlichen und freien Formen des Zusammenlebens, die sie als Ausdruck kollektiver politischer Willensbildungen interpretieren. Damit einher geht eine radikale Neubewertung menschlicher Handlungsmacht. So arbeitet *Anfänge* an mehreren Beispielen die Reflexivität frühgeschichtlicher und indigener Gesellschaften heraus. Anhand historischer Quellen geben die Autoren beispielsweise einen Einblick in Art und Inhalt politischer Diskussionen bei den Osage (506–514), den Irokesen (514–524) oder den Tlaxcala zur Zeit der spanischen Conquista (375–387).

Vor diesem Hintergrund stellen die Autoren gegen Ende des Buches jene Frage, die sie im Unterschied zur Frage nach den Ursprüngen sozialer Ungleichheit für entscheidend halten: »Wie sind wir in einer einzigen Form sozialer Realität stehen geblieben, und warum sind Beziehungen, die letztlich auf Gewalt und Herrschaft beruhen, in dieser Realität normal geworden?« Graeber und Wengrow schließen dabei an feministische Diskussionen an, wenn sie hervorheben: »Herrschaft beginnt im eigenen Heim« (231). Denn anders als die bloße Gewalt, so die Autoren, neigen »Gewalttaten, die in Fürsorgebeziehungen transformiert werden«, dazu, »dauerhaft zu bestehen« (214).

Beziehungen seien der wichtigste Bestandteil der dritten Grundfreiheit, nämlich »soziale Realität zu verändern oder neu zu erschaffen« (456). Der Aufbau von Beziehungen geschehe über wechselseitige Verpflichtungen. Diese können sich freilich in ihr Gegenteil, in Schuldknechtschaft, Leibeigenschaft und Sklaverei verkehren. Graeber und Wengrow zufolge geschieht dies dann, »wenn Versprechen unpersönlich und damit übertragbar, mithin bürokratisiert werden« (457). Dies impliziere nicht, dass unpersönliche Ordnungen notwendig problematisch seien. Erst wenn eine hoheitliche Macht solche Prinzipien durchsetze, »werden bürokratische Mechanismen wirklich monströs« (456).

Für meist als »frühe Staaten« bezeichnete Gesellschaften identifizieren Graeber und Wengrow lediglich zwei Gemeinsamkeiten (vgl. 541): Sie praktizierten spektakuläre Gewalt und orientierten sich bei der Organisation ihrer Machtzentren am patriarchalen Haushalt. Die Verbindung von Gewalt und Fürsorge lasse sich in mehreren Gesellschaften nachweisen, auch solchen, die niemand als einen Staat bezeichnen würde, etwa in Amazonien. Darüber hinaus argumentiert *Anfänge*, die ersten Könige seien häufig vor allem Objekte (und Subjekte) der Fürsorge gewesen – ein Merkmal, das sich etwa im Selbstverständnis von Königen der Neuzeit und in der Organisation ihres Hofes fortsetze. Doch »[a]rchäologisch und historisch gesehen fangen wir gerade erst damit an, genug Material zu sammeln, um zu verstehen, wie dieser Prozess

tatsächlich funktionierte« (555). Erst in modernen Staaten beziehe sich der »Fürsorgeimpuls« (438) systematisch auf Abstraktionen, vor allem die der Nation.

So unterscheidet sich die Erzählung, die Graeber und Wengrow formulieren, fundamental vom bisherigen Narrativ der Universalgeschichte. *Anfänge* zeigt den Lesenden kein hermetisches Panorama, das aufgrund seiner Geschlossenheit überzeugt, und in dem theoretische Überlegungen sich nur in dem Maß mit empirischen Sachverhalten verschränken, wie diese zum Glanz der Theorie beitragen. Der Effekt eines solchen Panoramas besteht bis heute meist darin, eine unvermeidliche und lineare Stufenabfolge der Menschheitsentwicklung zu suggerieren. Dieser Theorie entzieht *Anfänge* grundsätzlich den Boden, indem es zeigt, dass sich ein sozialwissenschaftlicher Evolutionismus nicht auf Evidenz berufen kann.

Stattdessen erzählt *Anfänge* viele Geschichten, die penibel mit Quellenmaterial begründet und am aktuellen Stand der Forschung entwickelt werden. Indem Graeber und Wengrow die ›Eine Große Erzählung‹ an einer nuancierten, heterogenen Wirklichkeit prüfen und damit als Fiktion enthüllen, legen sie das menschliche Gestaltungspotenzial frei, das die Idee des historischen Fortschritts für lange Zeit verdunkelt hatte. Die aktuellen Erkenntnisse der anthropologischen und archäologischen Forschung, die *Anfänge* synthetisiert, erlauben es, über die Feststellung der beispielsweise von Peter L. Berger und Thomas Luckmann so genannten »anthropologischen Konstanten – zum Beispiel Weltoffenheit und Bildbarkeit des Instinktapparates« (vgl. Berger/Luckmann 1966), ein erhebliches Stück hinauszugehen: bereichert nämlich um jenen Niederschlag, den diese Konstanten in Artefakten gefunden haben, die durch die Brille der modernen Lebensweise betrachtet allzu oft falsch interpretiert worden sind. *Anfänge* setzt damit neue Maßstäbe im Sinne eines Paradigmenwechsels. Dieser betrifft weniger die einzelnen Fachdisziplinen, auf deren Ergebnissen die Argumentation der Autoren aufbaut. Vielmehr erschüttern sie den oft unsichtbaren, meist wohl gänzlich unreflektierten, dafür aber umso wirkmächtigeren Untergrund modernen Denkens, den noch die behauptete Postmoderne auf ihre Weise prolongiert: dass erst die europäische ›Neuzeit‹ die Möglichkeit kollektiver, reflexiver Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse eröffnete; dass sich europäisches gänzlich unabhängig von indigenem Denken entwickelt habe; und dass Menschen für immer in den objektivierten Erzeugnissen ihrer eigenen Geschichten gefangen bleiben müssen.

⇒ Literaturverzeichnis

Berger, Peter L. / Luckmann, Thomas (1966): The Social Construction of Reality. A Treatise in the Sociology of Knowledge, New York: Doubleday (dt. Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt a.M.: S.Fischer).

Diamond, Jared (1997): Arm und Reich. Die Schicksale menschlicher Gesellschaften, Frankfurt a.M.: S.Fischer.

Graeber, David (2012): Schulden: Die ersten 5000 Jahre, Stuttgart: Klett-Cotta.

Andreas Exner, *1973, Mag. rer. nat., Dr. phil., RCE Graz-Styria, Zentrum für nachhaltige Gesellschaftstransformation der Universität Graz, Österreich (andreas.exner@uni-graz.at).

Zitationsvorschlag:

Exner, Andreas (2022): Rezension: Geschichte ohne Fortschritt: mit David Graeber und David Wengrow über Emanzipation neu nachdenken (Ethik und Gesellschaft 2/2022: Narrative der Sozialpolitik - Narrative der Sozialstaatskritik). Download unter: [https:// dx.doi.org/ 10.18156/ eug-2-2022-rez-6](https://dx.doi.org/10.18156/eug-2-2022-rez-6) (Zugriff am [Datum]).



ethikundgesellschaft
ökumenische zeitschrift für soziaethik

2/2022: Narrative der Sozialpolitik - Narrative der Sozialstaatskritik

Tanja Klenk

Narrative der Sozialstaatsreform erforschen.

Zum Stand und den Perspektiven der Narrativ-Analyse in der Sozialpolitikforschung

Johanna Kuhlmann

Vom Problem zur Lösung?

Narrative Konstruktionen des Wohlfahrtsstaats und ihre Dynamiken in der Bundesrepublik Deutschland

Christoph Butterwegge

Arme und Arbeitslose im Zerrspiegel der Massenmedien.

Narrative im Mediendiskurs über Hartz IV und Bürgergeld

Matthias Möhring-Hesse

Vom gewährleistenden Staat zum »Gewährleistungsstaat« – und (vielleicht) zurück.

Sozialpolitik über die Verantwortung des Staates für Gemeingüter

Stephanie Simon

Rechte Narrative sozialstaatlicher Forderungen im Kontext der Bekämpfung von Armut